

Justus von Liebig und die schöne Literatur

ROLF HAASER

*„[...] man kann aber zuletzt nicht immer arbeiten.“
Justus Liebig an Georg von Cotta (Gießen, 1. Febr. 1844)*

I. Angebliche Poesiefeindlichkeit des Wissenschaftlers Liebig

Dass Liebig sich zeitlebens einer schier übermenschlichen Arbeitsbeanspruchung aussetzte, ist ein bekannter Topos der Liebig-Biographik. Was insbesondere seine literarische Produktivität als Naturwissenschaftler angeht, so wurde in der Liebigforschung weitaus seltener bemerkt, dass der vielbeschäftigte Chemiker dennoch auch immer bestrebt war, sich einen Zugang zu einem literarischen Feld offen zu halten, das mit seiner beruflich bedingten schriftstellerischen Beschäftigung nur wenig gemein zu haben schien. Die einschlägige Forschung hat diesen für viele vielleicht überraschenden Aspekt, der den Hauptgegenstand des vorliegenden Beitrags ausmacht, weitgehend übersehen und sich jedenfalls nur selten oder gar nicht näher damit befasst.

Verfasser dieses hat bereits an einem anderen Ort¹ darauf hingewiesen, dass in steter Regelmäßigkeit und in lediglich rhetorisch modifizierten Nuancen in der einschlägigen Biographik ein Bild Justus Liebigs entworfen wurde, das ihn strikt von allem abgrenzte, was ihn auch nur dem Verdacht hätte aussetzen können, er habe sich im Laufe seines Lebens in irgendeiner Weise mit „schöngeistigen“ Gegenständen befasst. Noch heute scheint in der Forschung Konsens darüber zu bestehen, dass Liebig viel zu sehr seiner wissenschaftlichen Arbeit gefrönt habe, um sich den Luxus leisten zu können, sich mit anderer als rein wissenschaftlicher Literatur beschäftigen zu können. Er habe der Dichtkunst nur wenig abgewinnen können, habe überhaupt allem Philologischen gegenüber eine eher distanzierte, wenn nicht sogar feindselige Haltung eingenommen.

Bereits Friedrich Knapp, der ja Liebig aus persönlichem Umgang gut gekannt hat, konstruiert in seinem in den „Annalen der Chemie“ publizierten Nachruf auf Liebig dieses Muster:

1 Vgl. Haaser, Rolf, „Hinter Nebeln Winkend. Justus Liebig und die Dichter, in: Kalender kleiner Innovationen: 50 Anfänge einer Moderne zwischen 1755 und 1856. Für Günter Oesterle, hrsg. von Roland Borgards, Almuth Hammer, Christiane Holm. Würzburg 2006, S. 373–381. – Der vorliegende Beitrag versteht sich als weiterführende Wiederaufnahme dieser Vorarbeit.

„Sinn für Kunst, für redende oder bildende, hatte er nicht, wie überhaupt jeder receptive Genuß ihm fremd war. Das Nachfühlen war seine Sache nicht. Es war nicht üblich, daß er bei Dichtern Erholung suchte [...].“²

Wenn man trotzdem einmal nicht umhin kommt, Liebig gelegentlich doch ein schönggeistiges Interesse konzidieren zu müssen, dann meist in dem Gestus des Unüblichen, der großen Ausnahme etc. Man muss schon aufmerksam die oft eher zufällig gestreuten Marginalien³ in den Fußnotenbereichen und Anmerkungsapparaten studieren, um auf dieses vermeintlich Außergewöhnliche zu stoßen. So kommentiert Hertha Dechend in ihrem Versuch einer Liebigchronologie das zitierte Diktum Knapps, das angebliche Desinteresse Liebigs an der Literatur besträtigend:

„Gegenindizien sind fast nicht vorhanden. Laut Platens Tagebuch haben er und Liebig in Erlangen den Faust zusammen gelesen. Den ersten Briefen aus München lässt sich entnehmen, dass Liebig zuweilen ins Theater ging, sowie in Konzerte und ein Brief an A. W. Hofmann vom 3.1.49 bekundet, dass er sich durch Mohr über Shakespeare belehren ließ.“⁴

In dem bereits zitierten Nachruf konzidiert Knapp immerhin, wohl vor allem mit Blick auf die letzten Lebensjahre Liebigs:

-
- 2 Knapp, Friedrich, Nachruf auf Justus von Liebig, in: *Annalen der Chemie und Pharmacie: vereinigte Zeitschrift des Neuen Journals der Pharmacie für Ärzte, Apotheker und Chemiker und des Magazins für Pharmacie und Experimentalkritik*, N.F. 31, 107 (1858), S. 328.
 - 3 Ein vielsagender Hinweis auf die umfassende literarisch-kulturelle Bildung Liebigs enthält beispielsweise die Schilderung einer Parkanlage in Kingstown bei Dublin, wo er sich beiläufig an Boccaccio erinnert fühlt: „Das schönste an der Landpartie waren Gruppen der schönsten Frauenzimmer, umgeben von Herren, auf dem Boden gelagert, mitten in dem saftigen Grün der Bäume und Gesträuche, welches diesen Inseln so eigentümlich ist; es war wie in Boccaccios Garten, wo sie sich Geschichten einander erzählen.“ – Justus Liebig an seine Frau, Dublin, 16. August [1837]. Zitiert nach Volhard, Jakob, Justus von Liebig, Leipzig 1909, Bd. 1, S. 138. – Vgl. auch Borgmeier, Raimund, Justus Liebig und der englische Garten, in: Justus Liebig. Der streitbare Gelehrte (Ausst.-Kat., Universität Gießen, 9.5.–30.8.2003), hrsg. von Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen, Gießen 2003, Bd. 2, S. 45–51, hier S. 49.
 - 4 Dechend von, Hertha, Justus von Liebig, 2. Aufl., Weinheim 1963, S. 152. – Dagegen ist hervorzuheben, dass Eva-Marie Felschow in einem Katalogbeitrag aus dem Jahr 2003 Liebigs Wahrnehmung kultureller Unterhaltung in seiner Münchener Zeit ganz anders darstellt: „Da er in seiner neuen Stellung vom zeitraubenden Laboratoriumsbetrieb weitgehend entbunden war, konnte er [...] die Abende mit Theater- und Konzertbesuchen sowie Tanz und Unterhaltung verbringen. Das Hoftheater unter dem Intendanten Franz Dingelstedt erfreute sich in den 1850er Jahren allgemeiner Beliebtheit und Dingelstedt gehörte zu dem Personenkreis, mit dem Liebig privat häufig verkehrte.“ – Felschow, Eva-Marie, Kleine Welt und große Welt - Kontraste zweier Lebensstile, in: Justus Liebig. Der Streibare Gelehrte, (Ausst.-Kat., Universität Gießen, 9.5.–30.8.2003), hrsg. von Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen, Gießen 2003, Bd. 2, S. 26–44, hier S. 40.

„Wenn keine Gäste da waren, pflegte er sich [...] Abends in sein Zimmer zurückzuziehen; er lag dann halb ausgestreckt auf dem Sopha – von oben fiel das Licht herab – und las mit weit vorgestrecktem Buche allerlei Anregendes, besonders Reisebeschreibungen. Seine Züge waren dabei lebhaft gespannt, als wenn er das Wort ergreifen wollte; seine stets rege Phantasie spielte offenbar mit den entlegensten Dingen.“⁵

In seinem vorletzten Brief an Wöhler, am 4. März 1873, erwähnt Liebig, dass Paul Heyse ihm seinen neuen Roman geschenkt habe, den er gerade lese. Außerdem teilt er seinem Freund und Kollegen mit: „Ich habe kürzlich die ‚Briefe eines Verstorbenen‘⁶ wieder gelesen, vor fünfundvierzig Jahren geschrieben, die mir neues Vergnügen gemacht haben.“⁷

Immerhin das Schlusstableau seiner Biographie stellt Liebig als Leser belletristischer Literatur dar, und wir sind im Bedarfsfall in der Lage, genau angeben zu können, welche Bücher von Pückler-Muskau und Heyse es waren, die auf Liebig Schoß gelegen haben, als er für immer entschlafen ist.

Das vor allem in der älteren Liebigbiographik kolportierte Bild des ausschließlich auf seine fachspezifische Arbeit sich beschränkenden Wissenschaftlers kommt allerdings nicht von ungefähr. Selbstäußerungen Liebig's, in denen er gegen die Philologie polemisiert, finden sich in hinreichendem Maße. Eine Bemerkung wie etwa die, dass Aristoteles lange nicht so dumm sei, als die Philologen ihn gemacht hätten, ist da noch von der harmloseren Sorte.

Nicht minder wirkungsvoll als die drastischen und oft anmaßenden Äußerungen Liebig's über die Philologie ist aber die Tatsache, dass das kolportierte Liebigbild bereits Bestandteil Liebig'scher Autopoesis ist. Die überwiegende Mehrzahl der Liebigbiographen appliziert nämlich im Grunde ein Beschreibungsmuster, das Liebig selbst in seiner sogenannten Autobiographie konstruiert hat.⁸

So charakterisiert sich Liebig als jemand, der zwar ein ausgeprägtes optisches Gedächtnis habe, dem aber jeder Sinn für alles, was mit dem Hörgedächtnis zusammenhänge, abgehe. Damit bietet er eine ebenso griffige wie leicht begreifliche Formel an, die sein Schulversagen ebenso zu erklären scheint wie seine spezifisch experimentell ausgerichtete Wissenschaftskarriere. Man unterliegt der Verlockung, den Schlüssel für das Verständnis der biographischen Entwicklung Liebig's in dieser Selbstbeschreibung gefunden zu haben.

Ganz so einfach liegt der Fall aber keineswegs.

5 Knapp, Nachruf auf Justus von Liebig (wie FN 2), S. 328.

6 Der anonyme Verfasser war Fürst Pückler-Muskau.

7 Brief Justus Liebig an Friedrich Wöhler vom 4. März 1873, in: Aus Justus Liebig's und Friedrich Wöhler's Briefwechsel in den Jahren 1829–1873, hrsg. von A. W. Hofmann, Braunschweig 1888, Bd. 2, S. 358–359.

8 Esselborn, Karl (Hrsg.), Eigne biographische Aufzeichnungen von Justus von Liebig, Gießen 1926.

Zu Liebigs sogenannter Autobiographie wäre einiges zu sagen. Gewöhnlich wird sie im Sinne einer der üblichen Lebenserinnerungen als chronologisch angelegter, planer Erinnerungstext gelesen. Die im Falle Liebigs stark ausgeprägte autopoetische Komponente wird in der Rezeption des Textes weitgehend außer Acht gelassen. Damit wird ihr spezifischer Charakter nicht hinreichend wahrgenommen, denn es ist nicht der Prozess seiner Entwicklung, sondern die punktuelle Bilanz seiner Identitätsfindung, die Liebig hier umschreibt. Um ein Bild der Wissenschaftssphäre Liebigs zu strapazieren: fokussiert wird das Konzentrat seines Lebens, nicht die Reihe der Versuchsanordnungen, einschließlich der fehlgeschlagenen, die der Herauskristallisierung dieses Substrats vorausgegangen sind.

Liebig als Person, die ihr Selbstbild sucht und konstruiert, finden wir an anderer Stelle. Dabei wird es überraschen, dass er das Material hierfür einer aus wissenschaftlicher Sicht höchst dubiosen Veranstaltung verdankt.

Während eines Aufenthaltes in Edinburgh im Jahre 1844 unterzieht sich Liebig auf Betreiben seines englischen Übersetzers William Gregory einer phrenologischen und phreno-magnetischen Untersuchung, das heißt einer zum Zwecke der Feststellung seiner Charaktereigenschaften dienenden Vermessung seines Kopfes in Verbindung mit einer Aktivierung bestimmter Kopfbereiche unter Hypnose. Federführend für den fragwürdigen Analyseversuch ist der Rechtsanwalt George Combe, führender und für das Viktorianische England legendärer Vertreter des Faches.

Wer sich dafür interessiert, wie stark beispielsweise der Geschlechtstrieb Liebigs ausgeprägt war, oder um wieviele Rangpunkte etwa sein Farbensinn gegenüber dem Sprachsinn überwog, der kann sich hier kundig machen, denn Gregory veröffentlichte die Ergebnisse der Studie 1845 im „Phrenological Journal“, von wo aus es auch in deutscher Übersetzung in das „Phrenologische Journal“ Einzug hielt. Es handelte sich dabei um die beiden damals wichtigsten Zeitschriften auf diesem Gebiet.

Über sieben Seiten hinweg nimmt Gregory eine umfassende Analyse der Messergebnisse vor, wobei er wiederholt zur Veranschaulichung des Befundes Anekdoten aus Liebigs Leben heranzieht, mit dem er als dessen Übersetzer eine gewisse, nicht ganz oberflächliche Vertrautheit hatte.

Hier finden wir von Gregory alle die Zutaten und Stichworte vorformuliert, die Liebig später für den Entwurf seines Selbstbildes teilweise wörtlich übernimmt; wohlgemerkt einschließlich des oben erwähnten Musters vom ausgeprägten Augengedächtnis gegenüber dem minder entwickelten Sprachsinn.

Für die Durchführung des Teils der Untersuchung, zu dem Liebig in Hypnose gesetzt werden musste, war der englische Schriftsteller Spencer J. Hall zuständig, und zumindest in seiner Person kann die geschmähte Poesie also für sich in Anspruch nehmen, auf den Prozess der Autopoesis Liebigs Einfluss genommen zu haben.

II. Belege von Poesiefreundlichkeit

Vor Gregorys interpretatorischer Auslegung der phrenologischen Vermessung von Liebigs Schädel durch Combe und Hall sah das Selbstbild Liebigs noch ganz anders aus. Dass die schöne Literatur nämlich keineswegs eine unbedeutende und gar zu vernachlässigende Größe in Liebigs Selbstverständnis spielte, lässt sich mit einem wenig bekannten, aber gleichwohl relevanten Selbstzeugnis auf sprechende Weise belegen. Aus einem Anlass, auf den im folgenden näher einzugehen ist, legt Liebig dem Verleger Cotta gegenüber sein fundamentales Verhältnis zur Lyrik in einer seltenen Deutlichkeit offen, indem er betont, Poesie habe in seinem Leben eine wichtige Rolle gespielt und entschiedenen Einfluss auf seine Geistesrichtung genommen.⁹ Doch bevor auf dieses epistolare Selbstzeugnis aus dem Jahre 1844 näher eingegangen werden soll, sei an dieser Stelle von einem beinahe zwanzig Jahre früher entstandenen Briefdokument Liebigs die Rede, das im literatur- und kulturwissenschaftlichen Diskurs eine bemerkenswerte Prominenz erlangt hat.

II.1. Freundschaft mit August von Platen

Niemand geringerer nämlich als Walter Benjamin ist es, der einen in Paris verfassten Brief Liebigs an August von Platen für hinreichend prägnant und interessant befunden hat, um ihn in der von ihm unter dem Pseudonym Detlef Holz 1936 herausgegebenen Textsammlung „Deutsche Menschen - Eine Folge von Briefen“ aufzunehmen und mit einem anderthalb Seiten langen, analytischen Kommentar zu versehen.¹⁰

Wie Theodor W. Adorno im Nachwort zu der Neuedition der Briefsammlung im Suhrkamp-Verlag ausführt, hoffte Benjamin durch die Präsentation der Briefdokumente ein Zeichen des Widerstandes gegen die maßlose Großmannssucht des offiziellen Nazi-Deutschland zu setzen: „Das Briefbuch begehrt auf gegen die Vernichtung des von den Nationalsozialisten vollends zur Ideologie erniedrigten deutschen Geistes.“¹¹ Alle in dem Band versammelten Briefschreiber verbindet, – so Adorno weiter, – eine Sprache, die ebenso „unvereinbar ist mit der zurichtenden des Befehls wie mit der hochtrabenden Phrase“.¹²

Die Methode, die Benjamin wählt, ist ebenso einfach wie einleuchtend. Mittels der Montage von Materialien, die weitgehend für sich selbst reden, soll die Erinnerung an den Zeitgeist eines der Humanität verpflichteten Jahrhunderts wachgehalten und die Ideologie des Nationalsozialismus destabilisiert werden.

In der Briefsammlung sind neben Liebig unter anderem Lichtenberg, Kant, Georg Forster, Hölderlin, Friedrich Schlegel, Brentano, Goethe, Büchner und

9 Kleinert, Andreas (Hrsg.), Justus von Liebig, „Hochwohlgeborner Freyherr“: die Briefe an Georg von Cotta und die anonymen Beiträge zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, Mannheim 1979, S. 6.

10 Wiederabgedruckt in: Benjamin, Walter, Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen. Mit einem Nachwort von Theodor W. Adorno, Frankfurt am Main 1984, S. 50–53.

11 Ebd. S. 90 f.

12 Ebd. S. 91.

Gottfried Keller vertreten. Bewusst stellte Benjamin in der Auswahl der Zeugnisse ein Korpus von klassischen Brieftexten zusammen, die sich aber gleichzeitig einer Ausschrotung durch den üblichen Bildungsbetrieb entzogen.

Durchaus also eine hohe Auszeichnung durch einen feinnervigen Kenner von Literatur und Meister auf dem Gebiet sprachlicher Äußerungen für einen Brief Liebigs, den der Verfasser einer der moderneren auf dem Markt befindlichen Liebig-Biographien als „peinlich“ charakterisiert.¹³ Nicht nur, aber auch um sich über diesen augenfälligen Widerspruch in der Einschätzung des Briefes in ein gewisses Verständnis zu setzen, verlohnt es sich, den von Benjamin zu diesem Brief verfassten Kommentar kurz in den Blick zu nehmen. Der dort entwickelte Gedankengang mündet in die resümierende Schlussfolgerung, dass Liebig in der Frühzeit wie im Alter jene Forschergeneration repräsentierte, der Philosophie und Dichtung noch nicht aus dem Blickkreis verschwunden waren, wenn sie auch „nur mehr winkend und hinter Nebeln herübergeistern“. Liebig ist damit als Repräsentant einer Geisteshaltung gekennzeichnet, die in der Spätromantik wurzelt, einer Epoche also, in der das seit der Frühromantik ausgespannte Netz gedanklicher Verbindungen zwischen Naturwissenschaftlern und Dichtern noch wachgehalten ist, wenngleich das naturphilosophische Interesse der beiden Seiten aneinander sich in zunehmendem Maße lockert, je weiter das Jahrhundert vorrückt.

Eine Verkörperung dieser spezifischen Tendenz der Epoche findet Benjamin in der freilich nur kurze Zeit währenden Freundschaft zwischen Liebig und Platen, in der das Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und Dichtkunst „den seltsamsten, gespanntesten Ausdruck“ findet, und dabei ist, wohlgemerkt, der von Benjamin gewählte Superlativ wörtlich, und nicht etwa als bloße rhetorische Floskel zu verstehen:

„Das Kennzeichnende, von älteren Bindungen ähnlicher Art gänzlich sich Unterscheidende, ist die Ausschließlichkeit, mit der sie – von allen übrigen Verbindungen abgesondert, – auf die beiden Partner allein gestellt ist: den neunzehnjährigen Studenten der Chemie und den sieben Jahre Älteren, der an der gleichen Universität Erlangen seinen orientalischen Interessen nachging.“¹⁴

Benjamin sieht in Platen einen „unendlich schwierigen“ Korrespondenten, dessen den Briefwechsel von Zeit zu Zeit unterbrechende Sonette und Ghaselen an Freunde versteckt oder erkauft seien durch unablässige Vorwürfe, Anfälle und Drohungen. Benjamin kontrastiert den komplizierten, mit sich selbst nicht ins Klare kommenden Platen mit der jugendlichen Unbeschwertheit, die sich wie eine Aura über die Briefe Liebigs zu spannen scheint:

13 Brock, William H., Justus von Liebig. Eine Biographie des großen Wissenschaftlers und Europäers, Wiesbaden 1999, S. 26.

14 Benjamin, Deutsche Menschen (wie FN 10), S. 50.

„Um so gewinnender das Entgegenkommen des geliebten und schönen Jüngerer, der in Platens Welt so weit eingeht, ihm als Naturforscher (könnte er sich zu solcher Tätigkeit entschließen) eine größere Zukunft als Goethen zu prophezeien oder auch, Platen zur Freude, seine Briefe mit arabischen Schriftzeichen zu signieren [...]“¹⁵

Spätestens seit Walter Benjamin hat also immerhin eine nicht in erster Linie an Wissenschaftsgeschichte interessierte Öffentlichkeit von Liebigs Verhältnis zu dem Dichter Platen Kenntnis genommen. Benjamin seinerseits hatte auf einen Text des Philosophen und Belletristen Moriz Carriere zurückgreifen können,¹⁶ in dem sich der Schwiegersohn¹⁷ Liebigs mit dem Verhältnis zwischen Platen und Liebig auseinandergesetzt hatte.¹⁸

Am Rande erwähnt sei, dass Platen keineswegs der einzige war, der Sonette auf Liebig verfasste. Auch Moriz Carriere hat in seinem 1883 unter dem Titel „Agnes“ herausgegeben Band mit Liebesliedern und Gedankenlyrik der an einem Typhusrückfall allzufrüh verstorbenen ältesten Liebigtochter Liebig ein Denkmal in Form eines Venezianischen Sonetts gesetzt.¹⁹

Carriere, der sich nicht nur als Dichter, Literaturkritiker und Ästhetiker betätigt, sondern auch als Politiker, Philosoph und religiös inspirierter Idealist auftritt, verdankt seinem Schwiegervater Liebig nicht nur die Ehefrau, sondern auch einen wohl nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Entwicklung seiner Denkrichtung. Umgekehrt hat Carriere seinerseits Liebig in einer Fülle von Grundsatzfragen beeinflusst. Insbesondere hat Liebig von Carriere starke Impulse für die „Chemischen Briefe“ sowie zur Kritik Bacons aufgenommen.

Ich greife damit lediglich zwei Aspekte aus der Fülle der Beeinflussungen heraus, die Brigitte Jaschke in ihrer Stuttgarter Dissertation aus dem Jahr 1996 detailliert ausgebreitet hat.²⁰ Jaschke arbeitet heraus, dass Liebig und Carriere ein arbeitsteiliges Konzept wechselseitiger Einflussnahme verfolgten, wobei Carriere auch als anonymer Zuarbeiter für diverse Vorträge und Publikationen Liebigs auf-

15 Ebd.

16 Carriere, Moriz, Liebig und Platen, in: Allgemeine Zeitung, Beilage, 172 (21.6.1873), S. 2637, wiederabgedruckt in Carriere, Moriz, Lebensbilder, Leipzig 1890, S. 276–308.

17 Vgl. Haaser, Rolf, Moriz Carriere und Carl Vogt: eine Neubetrachtung: (aus Anlass ihres 200. Geburtstages), in: MOHG N.F., 101 (2016), S. 143–203.

18 Carriere, Liebig und Platen (wie FN 16).

19 Dieser Lyrikband Carrieres ist nicht zuletzt wegen seiner zahlreichen poetisch verbrämten Hinweise auf das unmittelbare Liebig-Umfeld höchst aufschlussreich. So bekommt Agnes beispielweise als eine Frau Konturen, die zwischen ihrem Vater und ihrem Mann eine, beiden Seiten gerecht werdende Rolle einzunehmen bestrebt ist. Das in den Band aufgenommene Sonett war während der Gießener Zeit Liebigs anlässlich einer Geburtstagsfeier entstanden. Liebig seinerseits erwies Carriere dadurch seine Referenz, dass er dessen Gießener „Faust“-Vorträge besuchte.

20 Jaschke, Brigitte, Ideen und Naturwissenschaft. Wechselwirkungen zwischen Chemie und Philosophie am Beispiel des Justus von Liebig und Moriz Carriere, (Diss., Univ. Stuttgart), Stuttgart 1996.

tritt. Manche Textpassage im Oeuvre Liebigs lässt so die Handschrift Carrieres erkennen – was keineswegs nur im übertragenen Sinne zu verstehen ist, sondern hin und wieder auch durchaus wörtlich genommen werden kann. Für Carriere hat dieses weitgehend kryptische Betätigungsfeld im Schatten Liebigs in Verbindung mit seinem schon zu Lebzeiten erworbenen Image als verschrobener Phantast die Konsequenz, dass er in seiner Bedeutung für Liebig seitens der Liebigforschung unterschätzt und demzufolge marginalisiert worden ist. Dabei ist er ein Quellengeber ersten Ranges. Das auf Liebig bezogene Kapitel in seinen „Lebensbildern“²¹ ist in seiner maßgeblichen Funktion als Versuch einer ersten kritischen Liebigbiographie in das kollektive Gedächtnis der Liebigspezialisten erst noch einzuschreiben.

Auch einem weiteren für die hessische Literaturgeschichte zentralen Schriftsteller, der auch im Gießener kulturellen Leben seine Spuren hinterlassen hat, hat die Liebigbiographik nur wenig Augenmerk geschenkt, obwohl dieser eine nicht unwichtige Kontaktperson Liebigs während seiner Ausbildungszeit in Paris darstellte. Die Rede ist von Ludwig Börne. Unter dem Datum des 23. Februar 1823 schreibt Liebig aus Paris an seinen Freund Walloth unter anderem:

„Wir [...] bilden nun einen engeren Zirkel und schließen uns an einen größeren Kreis an, aus dem ich nur Namen zitiere, weil Du die Personen selbst nicht kennst: Doktor Börne von Frankfurt, den geistreichen Herausgeber der *Wage*, der sich hier aufhält, mehrere Berliner Ärzte und Doktoren, Dichter und andere.“²²

Aus heutiger Sicht liest sich Liebigs Charakteristik seines geselligen Kreises in Paris wie ein Beleg für Walter Benjamins These von der engen Verflechtung zwischen Naturwissenschaft und Dichtung in der Zeit der romantischen Literatur-epoche.

Börne hat in der Zeit, als Liebig bei ihm in Paris verkehrte, eine Folge von Schilderungen aus Paris für Cottas „*Morgenblatt*“ verfasst, die als Vorläufer für jenes Buch gelten können, dem Börne seinen literarischen Ruhm verdankte. Börnes Schilderungen aus Paris! – Welches hochwertige Hintergrundmaterial für den ersten Parisaufenthalt Liebigs haben die Liebigbiographen da ungenutzt liegenlassen! Bis hin zu der frappierenden Möglichkeit, Börnes spätere Briefe aus Paris und die chemischen Briefe Liebigs vor einem gemeinsamen Entstehungshintergrund darstellen zu können. Die Pariser Briefe Liebigs an Platen! – Welcher Deutungshorizont ließe sich eröffnen, wenn man sie im Zusammenhang mit Liebigs Umgang im Pariser Börnekreis wiederlesen wollte!

Das facettenreiche Verhältnis Liebigs zur Literatur und zu den Schriftstellern seiner Zeit ist mit den hier angeführten Beispielen kaum mehr als angerissen. Der Faden wäre fortzuspinnen über Gotthelf, Gutzkow, Stifter, Gervinus, Riehl bis hin

21 Carriere, Liebig und Platen (wie FN 16).

22 Brief Liebig an Walloth, Paris, d. 23. Februar 1823, in: Briefe von Justus von Liebig nach neuen Funden, hrsg. von Ernst Berl, Gießen 1928, S. 50.

zu dem Münchener Dichterkreis um Paul Heyse, – wer hätte erwartet, dass Liebig in München sogar als Juror für die Auslobung eines Literaturpreises²³ fungierte! – und selbst Schopenhauer und Nietzsche sind in ihren expliziten Rekursen auf Liebig in der Forschung noch nicht existent. Vergessen wir zum Schluss dieses kleinen name-dropping nicht Georg Büchner, dessen Verhältnis zu Liebig im Grunde einen eigenen Abschnitt in diesem Beitrag erfordern würde.

II.2. Tätige Unterstützung von Ludwig von Biegelebens Petrarca-Projekt

Auf seine frühere Nähe zu Platen beruft sich Liebig in einem Zusammenhang, in dem er seine Kompetenz über die Qualität einer unter seinen Augen entstandenen Lyrik-Übersetzung unter Beweis stellt.²⁴ Nachdem das Werkmanuskript zunächst nicht das verlegerische Interesse Cottas gefunden hatte, sah der Chemiker sich veranlasst, die Grenzen seiner naturwissenschaftlichen Expertise zu überschreiten und sich bei seinem Briefpartner Cotta für eine außergewöhnliche lyrische Arbeit einzusetzen, deren herausragende dichterische Qualität Liebig zweifellos erkannte und anerkannte. Die Rede ist von der Drucklegung einer in Gießen im persönlichen Umfeld Liebigs entstandenen Übersetzung von Petrarcas „Rime“. Es waren zwei von Liebig als Freunde bezeichnete Bekannte aus Darmstadt, Ludwig von Biegeleben und Karl Kekule, ein weitläufiger Verwandter Liebigs, die das anspruchsvolle Übersetzungswerk aus dem Italienischen verfasst hatten.²⁵ Tatsächlich kam dann der Druck der Petrarca-Übertragung durch die persönliche Vermittlung Liebigs zustande. Vor allem sein Verdienst, und erst in zweiter Linie Cottas verlegerisches Engagement, war dafür ausschlaggebend, dass der italienisch-deutsche Kulturtransfer in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein literarisches Dokument erster Güte vorzuweisen hatte, das in der zeitgenössischen Presse öffentliche Aufmerksamkeit erweckte.²⁶

23 Vgl. Felschow, *Kleine Welt* (wie FN 4), S. 40.

24 Die Kenntnis dieser aufschlußreichen Quelle verdankt die Forschung einer 1979 von Andreas Kleinert edierten schmalen Broschüre mit Briefen Liebigs an den Verleger Cotta, aus denen bereits im Anfangsteil diese Beitrags zitiert wurde. – Kleinert, *Briefe Liebigs an Cotta* (wie FN 9).

25 Ludwig von Biegeleben (1812–1872) und Karl Ludwig Kekulé (1802–1843) waren zwei mit Liebig befreundete Juristen aus Darmstadt, die über ihre beiderseitige Vorliebe für die Dichtungen Petrarcas ihre zunächst unabhängig voneinander entstandenen Übertragungen von Sonetten und Kanzonen des italienischen Literaturklassikers sich in einer Dichterfreundschaft verbanden und eine gemeinsame metrische Übersetzung der gesammelten Poesien Petrarcas erarbeiteten. Ersterer war bis 1842 Assessor am großherzoglichen Hofgericht in Gießen, während letzterer als Hofgerichtsadvokat in Darmstadt tätig war. Von den beiden Verfassern war Biegeleben der einzige, der die Drucklegung des Werks persönlich erlebte. Sein wenig bekannter Briefwechsel mit Liebig wurde 1930 von seinem Sohn Rüdiger Freiherr von Biegeleben veröffentlicht. Briefe an Justus Liebig, in: *Biegeleben von, Rüdiger, Ludwig Freiherr von Biegeleben: ein Vorkämpfer des grossdeutschen Gedankens*, Leipzig 1930, S. 105–122.

26 *Die Reime des Francesco Petrarca. Uebersetzt und erläutert von Karl Kekule und Ludwig von Biegeleben*. 2 Bände. 8. (45 Bog.) Stuttgart, Cotta. 1844. *Allgemeine Literatur-Zeitung* Halle und Leipzig 21 (Januar 1846), Sp. 164–166; 22 (Januar 1846), Sp. 175–176. – Der

Wegen der besonderen Bedeutung, die dem Brief in der Argumentation des vorliegenden Beitrags zukommt, sei er an dieser Stelle noch einmal in extenso zitiert:

„Gießen 6 Jan. 1842

Hochwohlgeborner Freyherr

Hochgeehrtester Herr!

Die mir gütigst bestimmten Werke von Göthe, Schiller und Wieland sind mir s. Z. richtig zugekommen und ich sage Ihnen dafür meinen besondern Dank. [...] Der eigentliche Gegenstand meines heutigen Schreibens betrifft die Angelegenheit zweier Freunde von mir; Herr v. Biegeleben und Herr Kekule beide aus Darmstadt, zwei der ausgezeichnetsten Juristen die ich kenne und dabey mit Poesie und schöner Litteratur aufs innigste vertraut, haben die Sonnette von Petrarca metrisch übersezt und nach allem was ich von andern höre, denen ihre Bearbeitung bekannt geworden, so wie nach meinem eignen Dafürhalten ist sie vortrefflich.

Das Urtheil eines Chemikers in Poesie wiegt nun freilich nicht viel, allein durch jahrelangen vertrauten Umgang mit Platen mit dem ich in Erlangen zusammen lebte, ist mir die Poesie zum wenigsten ein Freund geblieben, sie hat im Gegentheile durch ihn in meinem Leben eine wichtige Rolle gespielt und entschiedenen Einfluß auf meine Geistes Richtung gehabt. Nur in dieser Beziehung ist es vielleicht keine Unbescheidenheit, wenn ich mir erlaube das Werk der Herren v. Biegeleben und Kekulé, Ihnen zu einer nochmaligen Ansicht und Prüfung zu empfehlen. Gewiß ist, daß es nicht des Geldverdienstes wegen unternommen wurde. Das Publicum was sich für Petrarca's Werke interessirt ist freilich nicht groß, allein eine wahrhaft gute Bearbeitung eines so gerühmten classischen Autors findet in einer Reihe von Jahren dennoch vielleicht Absatz. Die beiden Bearbeiter sehen es als eine Art von Ehrenpunkt an daß das Buch bey Ihnen und in keinem andern Verlage erscheint. Dies ist der Grund der sie veranlaßt hat, durch mich Sie zum zweitemale damit zu behelligen.

Indem ich Ew. Hochwohlgeborn bitte, des Antheils wegen, den ich selbst an der Bearbeitung meiner Freunde nehme, mich gütigst entschuldigen zu wollen, bin ich mit dem Ausdruck der aufrichten Verehrung

und Hochachtung

Ew. Hochwohlgeborn

gehorsamster D.

Dr. Just. Liebig²⁷

anonyme Rezensent betont speziell die metrische Übersetzung als Besonderheit und weist u.a. darauf hin, dass bereits August Wilhelm Schlegel sich gelegentlich mit der Übersetzung des einen oder anderen Gedichtes von Petrarca befasst habe.

27 In einer kleinen, äußerlich unscheinbaren und wenig beachteten Broschüre bereits 1979 veröffentlicht, aus der hier zitiert wird. Kleinert, Briefe Liebigs an Cotta (wie FN 9), S. 5 f.

Ein bisher nicht aufgefundener Antwortbrief Cottas, der zwischen dem Januar und dem März 1842 abgefasst worden war, enthielt offenbar die Zusage, dass er dem Wunsch Liebigs entsprechen und die Petrarca-Übertragung in sein Verlagsprogramm aufnehmen werde. Die dankbare Rückmeldung Liebigs hat sich glücklicherweise erhalten.²⁸ Mit Schreiben aus Gießen vom 12. März 1842 bekundet der für die Belange der Poesie eintretende Chemiker seine Genugtuung über die Verlagsentscheidung bezüglich der „neuen Ausgabe von Petrarca's Werken“. Die Mitteilung an seine beiden Freunde, welche das Werk „mit der größten Liebe unternommen und beendet haben,“ sei inzwischen erfolgt. Liebigs anhaltende Patronage für das Werk und seine Verfasser zeigt sich unter anderem darin, dass er auch deren Honorarvorstellungen an Cotta kommuniziert:

„Von meinem Freunde Kekulé in Darmstadt habe ich darauf das beiliegende Schreiben erhalten, dessen Mittheilung ich für passend halte, obwohl es nicht gradezu für diesen Zweck geschrieben worden ist, ich bemerke dieß ausdrücklich um einige Ausdrücke in dem Briefe, ihrer Form wegen, zu entschuldigen. Herr von Biegeleben hat mir ein zweites Schreiben übergeben in der Hoffnung, daß die darin entwickelten Gründe welche für den Erfolg des Unternehmens sprechen die Annahme zu den vorgeschlagenen sehr billigen Bedingungen entscheiden dürften. Sollte die v. C. Buchhandlung sich nicht dazu entschließen, so erbitte ich mir die Zurücksendung der Briefe.“²⁹

Bis das Buch letztendlich erschien, gingen aber noch über zwei Jahre ins Land. Als Gründe für die Schwierigkeiten bei der Drucklegung führt Rüdiger Freiherr von Biegeleben in der Biographie seines Vaters den Tod Karl Kekules, die Versetzung Ludwig von Biegelebens nach Wien und die Auftragsüberlastung des Cotta-Verlages an.

In einem Brief an Liebig vom 9. November 1843 konnte von Biegeleben erste Lichtblicke verkünden: „Von dem deutschen Petrarca, Ihrem Pflegekinde, sind die ersten Bogen gedruckt; Deutschland wird also bald um 10.000 Reime reicher sein.“³⁰ Nach einem weiteren Jahr, am 30. Oktober 1844, konnte der Cotta-Verlag das Erscheinen des zweibändigen Werkes mit dem Titel „Die Reime des Francesco Petrarca, übersetzt und erläutert von Karl Kekule und Ludwig von Biegeleben“ ankündigen. Eines der ersten Exemplare erhielt Liebig, der es zunächst einer eingehenden Lektüre unterzog, bevor er es seiner „kleinen Bibliothek“ belletristischer Werke einverleibte. Liebigs Dankeschreiben „für den ewig jungen Dichter Petrarca“ war vom 17. November 1844 datiert:

28 Hier und im Folgenden: Ebd., S. 6 f.

29 Ebd.

30 Ludwig von Biegeleben an Justus von Liebig; Wien, 9. November 1843, in: Briefe an Justus Liebig (wie FN 25), S. 113.

„Es mag Ihnen ganz seltsam vorkommen, wenn ich Ihnen sage, daß ich, bei meinen vielfältigen Beschäftigungen, den Petrarca beinahe durchgelesen habe, aber ich liebe besonders diese Art von Dichtung und ich habe in Ihrer Bearbeitung den Dichter erst kennengelernt, vor dem ich herkömmlich den größten Respekt hatte, ohne ihn überall und gründlich zu verstehen. Ich bewundere die Gewalt und Kenntnis, die Sie von der deutschen Sprache haben; es ist ein italischer Hauch in den Übersetzungen, ein lieblicher blauer Himmel und eine Zartheit der Ausdrucksweise, die mich in ihrer Modulation in Erstaunen setzt. Die Kenntnis der Sprache ist das Mitgefühl ihres Inhalts, in dieser Beziehung konnte die Bearbeitung Petrarcas in keine besseren Hände fallen.“³¹

11.3 Kollegiale Kooperation mit Emanuel Geibel

Was Liebig in einem Brief an den Verleger Cotta einmal betonte, dass man nämlich zum Briefeschreiben im Allgemeinen eine Stimmung haben müsse, die sich in einem gedrängten Geschäftsleben nicht leicht finde, gilt auch für seine sporadische Beschäftigung mit der Belletristik. Als Verlagsbuchhändler sorgte Cotta daher nicht nur beispielsweise für den Druck der „Chemischen Briefe“ Liebigs, sondern bestückte auch nebenbei dessen kleine Bibliothek mit einer Reihe von Standardwerken der klassischen deutschen Literatur. Wie bereits erwähnt, hatte der Chemiker Anlass, sich am 6. Januar 1842 bei seinem Stuttgarter Briefpartner für die „mir gütigst bestimmten Werke von Göthe, Schiller und Wieland“ zu bedanken. Bei einer anderen Gelegenheit stattete Liebig am 1. Februar 1844 dem Freiherrn von Cotta seinen aufrichtigsten Dank für die „freundliche Bereicherung meiner kleinen Bibliothek“ ab. Die an diesem Tag zweifellos als Geschenk eingegangene Ausgabe der „Nibelungen“ bezeichnet der dankbare Empfänger, der kurz zuvor mit seiner Gattin bei dem Verleger in Stuttgart zu Gast gewesen war, als „eins der schönsten Werke der deutschen Litteratur und in dem herrlichen Gewand, in dem ich es empfang mir doppelt werthvoll als eine Gabe von Ihrer Hand.“³²

Man mag sich geneigt fühlen, diese Beispiele noch als repräsentativen Austausch geselliger Gesten im Sinne einer standesgemäßen bzw. im Falle Cottas berufsständisch ausgerichteten Kontaktpflege zu lesen, die keine verlässlichen Rückschlüsse auf den tatsächlichen Gebrauch der Prachtausgaben aus dem Hause Cottas im Hause Liebigs ziehen lassen. Man sollte aber auch nicht die Augen davor verschließen, dass das Thema der Nibelungen dreizehn Jahre später erneut Einzug in die eigenen vier Wände des inzwischen zum Freiherrn erhobenen und nach München übergesiedelten ehemaligen Gießener Professors hielt. Am 9. Februar 1857 räumte Liebig nämlich das Podium seines chemischen Laboratoriums für

31 Justus von Liebig an Ludwig von Biegeleben; Gießen, 17. November 1844, in: Briefe an Justus Liebig (wie FN 25), S. 116 f.

32 Kleinert, Briefe Liebigs an Cotta (wie FN 9), S. 8. – Es handelt sich um Karl Simrocks Übersetzung des Nibelungenliedes, die 1844 in vierter Auflage bei Cotta erschien und mit einem von Ph. Foltz entworfenen Ziertitelblatt versehen war.

einen der erfolgreichsten Dichter des mittleren 19. Jahrhunderts, Emanuel Geibel (1815–1884), der von Maximilian II. mit einer Ehrenprofessur für deutsche Literatur und Poetik in München ausgezeichnet worden war. Der vor allem als Lyriker bekannte Geibel präsentierte sich an diesem Abend als Dramatiker einem bunt gemischten Publikum, dem er die gerade im Manuskript fertiggestellten zwei letzten Akte aus einem noch unveröffentlichten Theaterstück vorlas, – eine Veranstaltung übrigens, bei der auch der dänische Schriftsteller Hans Christian Andersen (1805–1875) zugegen war, wie dieser in seiner Autobiographie „Das Märchen meines Lebens“ sich erinnerte.³³ Den Ausführungen ist zu entnehmen, dass Andersen neben der Schauspielerin Marie Seebach (1829–1897), die für die Hauptrolle bei der Uraufführung im Wiener Burgtheater bestimmt war, an diesem Abend zu dem ausgewählten Kreis der Zuhörerinnen und Zuhörer gehörte, die nach der öffentlichen Vorlesung von Frau Liebig als Hausherrin zum Tee geladen wurden.³⁴

Das im Liebig'schen Hörsaal vorgestellte Theaterprojekt stieß generell auf das lebhafteste Interesse der höheren Gesellschaft Münchens und wurde von der lokalen und überregionalen Presse, von der „Neuen Münchener Zeitung“³⁵ bis zu „Westermanns Illustrierten Monatsheften“³⁶, mit bemerkenswertem Interesse und großer Ausführlichkeit kommentiert. Das Stück erschien kurz darauf im Cotta-Verlag unter dem Titel „Brunhild. Eine Tragödie aus der Nibelungensage“, und das Druckexemplar fand, so darf man vermuten, seinen Platz in Liebigs inzwischen vielleicht nicht mehr so ganz kleinen Bibliothek neben dem Prachtband der „Nibelungen“, den der Chemiker noch in seiner Gießener Zeit von demselben Verleger zum Geschenk bekommen hatte.

Zwar sind keine Reaktionen Liebigs auf Geibels Brunhild-Vorlesung überliefert, aber die Art, wie in seinem Familienkreis über den dichtenden Universitäts-

33 Andersen, Hans Christian, *Das Märchen meines Lebens*, Leipzig 1880, S. 319.

34 Zu dieser geselligen Praxis im Hause Liebigs vgl. Brock, Justus von Liebig (wie FN 13), S. 239 f.

35 *Wissenschaftliche Vorlesungen*. Prof. Dr. E. v. Geibel, *Scenen aus der Tragödie Brunhild*, in: *Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung* Nr. 37 (12.2.1857), S. 145 f. – Der anonyme Verfasser des Beitrags rechtfertigt zunächst die Tatsache, dass im Rahmen einer Vortragsreihe, die sich die Popularisierung der Wissenschaft auf die Fahnen geschrieben hat, „auch eine Tragödie im hohen Styl“ diesem Gesichtspunkt untergeordnet wurde. Sodann begründet er ausführlich, warum Geibels Dramatisierung des epischen Stoffes neben die Behandlung desselben Sujets durch Friedrich Heibel und Richard Wagner zu stellen sei.

36 Die Vorlesungen im v. Liebig'schen Laboratorium in München über verschiedene Materien der Wissenschaft, in: *Westermann's Illustrierte Deutsche Monatshefte* 5 (Februar 1857), S. 709–711: „Während die bisherigen Stunden hervorragende Momente aus der Chemie, Culturhistorie, der physikalischen Geographie und der Musikgeschichte behandelten, sollten wir in der letzten mit einem Bruchstücke der jüngsten Schöpfung Geibel's bekannt werden. Geibel, der wohl unbestritten unter den Sängern der Gegenwart mit Uhland und Rückert die lyrische Palme theilt, trug mit dichterischer Wärme und Begeisterung aus seinem fünfactigen Drama „Brunhilde“, – das im Burgtheater zur Aufführung gebracht werden soll, – den vierten und fünften Act vor, nachdem er den Stoff der vorhergehenden Aufzüge überhaupt einleitungsweise berührt hatte. [...]“.

kollegen gesprochen wurde, lässt sich aus den Äußerungen Moriz Carrieres über Geibels theatralischen Ausflug in die Welt der Nibelungen entnehmen:

„Großartig [...] war der Eindruck der ‚Brunhild‘. Mit scharfem Kunstverstand hatte Geibel eingesehen, daß hier die zweite Hälfte des Nibelungenliedes durchaus episch ist, in ihrer epischen Herrlichkeit vom Dramatiker nicht erreicht werden kann, daß aber Brunhilds tragisches Geschick einen dramatischen Konflikt enthält, daß in ihr [und] um sie der erste Teil unseres alten Nationalgedichtes konzentriert werden kann.“³⁷

Zweifellos dürfte Liebig das gesellschaftliche Ereignis genossen haben, wie überhaupt die gesamte unter seiner Federführung ins Leben gerufene öffentliche Vortragsreihe, die seit 1853 alljährlich in seinen Räumlichkeiten stattfand, charakteristisch für seine kulturelle Prägung im Übergangsbereich zwischen populärer Wissensvermittlung und schöngeistiger Literatur- und Kulturrezeption war.³⁸ Von Anfang an stießen die „Vorlesungen im v. Liebig’schen Laboratorium in München über verschiedene Materien der Wissenschaft“ auf außerordentliches Medieninteresse³⁹ und galten neben Theateraufführungen und Konzertveranstaltungen bald als

37 Carriere, Moriz, Emanuel Geibel, Braunschweig 1884, S. 12. – Separatdruck aus den „Illustrierten Deutschen Monatsheften“ (wie FN 36).

38 Jakob Volhard hat im zweiten Band seiner Liebigmonographie sich relativ ausführlich mit den Münchener Abendvorlesungen im Hause Liebigs befasst, fokussiert dabei aber bezeichnenderweise nahezu ausschließlich den rein wissenschaftlichen Aspekt der Veranstaltungsreihe, aufgelockert durch die eine oder andere auf die Person Liebigs bezogene Anekdote. Der allgemeinbildende Anspruch des Veranstalters, wohlgemerkt unter Einschluss des literarisch-kulturellen Feldes, wird dagegen vollkommen ausgeblendet. Dass auch gestandene Dichter wie Dingelstedt, Heyse, Riehl oder eben Geibel von Liebig zu Vorträgen eingeladen wurden, findet im Narrativ Volhards keinerlei Erwähnung. – Vgl. Volhard, Jakob, Justus von Liebig, Leipzig 1909, 2. Bd., S. 348 ff.

39 Als Beispiel sei auf die wohl wichtigste deutschsprachige Tageszeitung der Zeit, die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ verwiesen, die nicht nur im Jahrgang 1853 des Blattes in mehreren Artikeln die Entstehungsphase der Veranstaltungsreihe publizistisch begleitet, sondern auch in der Folgezeit in konstanter Regelmäßigkeit ihre Berichterstattung in das meist überfüllte Auditorium entsendet. Bereits bevor das Projekt zustande gekommen war, informierte das Blatt die deutschsprachige Öffentlichkeit darüber, dass mehrere Professoren der Hochschule beabsichtigen, „eine Reihe Vorlesungen für die Damen unserer Stadt zu halten.“ Unter den an der Planung aktiv Beteiligten wird explizit auch Emanuel Geibel genannt. „Die Vorlesungen sollen“, so heißt es weiter, „schon demnächst beginnen und in der neuerbauten Wohnung des Hrn. Professor v. Liebig stattfinden.“ (Beilage zu Nr. 34 der „Allgemeinen Zeitung“ vom 3.2.1853, S. 626). Schon wenige Tage später kann die Zeitung über die erste Vorlesung berichten: „Wie Ihnen bereits von anderer Seite ist mitgeteilt worden, haben sich dahier einige Männer der Wissenschaft, an ihrer Spitze Professor Dr. J. Frhr. v. Liebig zu dem Zweck vereinigt im Laufe der eben begonnenen Fastenzeit eine Reihe von Vorlesungen über verschiedene wissenschaftliche Gegenstände abzuhalten, zu welchen ganz besonders Damen in größerer Anzahl waren eingeladen worden.“ Neben den Ausführungen über den Eröffnungsvortrag Liebigs „Über die Natur der Flamme“ ist das Ende des Artikels interessant, wo ein Ausblick auf die anstehenden Vorträge innerhalb der Reihe gegeben

eines der herausragenden Kulturereignisse im öffentlichen Leben der Stadt. Liebig erweist sich in diesem Zusammenhang nicht nur als erfolgreicher Akteur der Wissenspopularisierung auf seinem ureigenen Terrain der Chemie, sondern auch in der neuen Rolle als angesehener Kulturmanager, der auf hervorragende Weise Wissenschaft und Kunst im Münchener Raum miteinander verknüpft und vermittelt. Scheinbar spielerisch gelingt es ihm, in seinen Räumlichkeiten eine Atmosphäre entstehen zu lassen, die diesem Unterfangen höchst dienlich ist.

III. Polemik und Plagiat – Denkanstöße und Deutungshorizonte

III.1. Polemik bei Liebig

Die bislang vorgestellten Ergebnisse fordern wegen ihrer markanten Dichte dazu heraus, den Blick auf Liebig's Selbstverständnis nicht ausschließlich auf seine fachspezifische Leistung zu fokussieren, sondern auch seine fachüberschreitenden Aktivitäten im Auge zu behalten und insbesondere seine Bewegungen in der Transitzone zwischen Wissenschaft und Poesie mit Aufmerksamkeit zu betrachten.

Wie Jakob Volhard gezeigt hat, hat Liebig auch selbst das illustre Forum der von ihm ausgerichteten Abendvorträge zu eigenen Vorlesungen genutzt. Ein solcher Vortrag, der ein Jahr vor Geibels Lesung aus seiner dramatischen Bearbeitung des Nibelungenstoffes stattfand, verdient Erwähnung. Den Zyklus des Jahres 1856 begann Liebig am 19. Januar „vor einem sehr zahlreich versammelten und auserwählten Publicum“⁴⁰ mit einem Vortrag „Über organische und anorganische Natur“. Er habe diese Veranlassung benutzt, um seinen Standpunkt gegen die durch Moleschott, Vogt, Büchner und andere viel verbreiteten Ansichten des schroffsten Materialismus, gegen „die Lügner des Geistes und der Lebenskraft“, gegen die „Dilettanten und Spaziergänger auf dem Gebiet der Naturwissenschaft“ mit Würde

wird. In Aussicht gestellt werden nämlich Vorträge von Dingelstedt „Über den Faust auf der Bühne“, v. Kobell „Über Gold und Eisen“ sowie Dönniges „Über die germanischen Volkslieder“. Ein breit gefächertes Veranstaltungsprogramm also, das in den Räumlichkeiten des Gastgebers ein Podium finden soll, bevor „Geibel ein organisches Bruchstück aus dem erzählenden Gedicht Julian vortragen, und endlich v. Thiersch mit einer Vorlesung über die äginetischen Bildsäulen unserer Glyptothek“ die Reihe beschließen werde. – Allgemeine Zeitung 45 (14.2.1853) S. 705. – Ein weiterer Münchener Korrespondent des in Augsburg erscheinenden Blattes legt dagegen im Beilagenblatt derselben Ausgabe sein Hauptaugenmerk auf das anwesende Publikum: „Die zuhörende Versammlung – unter welcher sich II. kk. HH. Prinz und Prinzessin Luitpold mit ihrem Hof befanden, während I. Maj. Die Königin durch Unpäßlichkeit zu erscheinen verhindert war – bot in dem ganz neuen, zugleich zweckmäßig und gefällig gebauten und eingerichteten, durch Holzgas beleuchteten Laboratorium einen ebenso ungewöhnlichen wie anziehenden Anblick dar. Hohe Hof- und Staatsbeamte, darunter der Hr. Ministerpräsident, der Hr. Minister des Innern, der königl. Preußische Gesandte, mehrere HH. Reichsräthe, waren mit Notabeln aus Kunst und Wissenschaft, sowie Herren mit Damen und Personen aus allen Ständen unter einander in ebenfalls bunter Reihe gemischt. Die Gesellschaft trennte sich erst nach 8 Uhr in sichtlich angelegter und befriedigter Stimmung. Ebd. S. 716.

40 Allgemeine Zeitung 22 (22.1.1856), S. 338 f. – Die folgenden Zitate: ebd.

und Energie auszusprechen. Der Berichterstatter betont u.a., dass „die Wirkung seiner Darstellung, unterstützt von der eigenthümlichen Klarheit, Ruhe und Anmuth seines Vortrags, eine überaus mächtige“ gewesen sei. Es liege im Interesse der ganzen gebildeten Welt, wenn der „Ausspruch einer hohen wissenschaftlichen Autorität“ zu Gehör gebracht werde, denn die Wirkung auf das Publikum sei tiefer und nachhaltiger „als das schwankende Urtheil des eigenen Geistes bei einer so verwickelten und schwierigen Streitfrage, in der so viel für und wider geschrieben worden“ sei. Ein solcher entschiedener Ausspruch des großen Chemikers zählt für den Verfasser des Artikels zu dem Imponierendsten, was die gesamte deutsche Forschungslandschaft aufzuweisen hat.

Fast hat es den Anschein, als hätte Liebig sich die überlegene Gelassenheit des späten Goethe zu eigen gemacht, als er sich ostentativ eine über alle Niederungen einer kampfeslustigen Federkriegerei mit gewissermaßen klassizistischer Erhabenheit hinwegsetzte. Wir stehen hier dem Gipfelpunkt einer langen und facettenreichen Polemikultur Liebigs gegenüber, die in ihrem Entwicklungsprozess durchaus auch andere Spielarten der kontroversen Auseinandersetzung aufzuweisen hat, die weniger an den gereiften Goethe als an den in einem Prozess der Gärung befindlichen jungen August Wilhelm Schlegel erinnern.

Bekanntlich ging es der jungen Schriftstellergeneration um 1800 in erster Linie darum, das anbrechende neue Jahrhundert als intellektuelle Meinungsführer breitgefächert umzugestalten. Diesen Anspruch versuchten sie u.a. mit der Zeitschrift „Athenaeum“ (1798–1800) umzusetzen, die nichts geringeres als eine fundamental neue Periode der Literatur einläuten sollte. Das Öffentlichkeitsmonopol der spätaufklärerischen Publizistik geriet dadurch aber nicht ins Wanken, die ihre Vormachtstellung ungebrochen behauptete. Die Frühromantik sah sich daher zunehmend genötigt, für ihre Positionierungskämpfe im literarischen Feld ein wirkmächtiges polemisch-kritisches Konzept zu entwickeln. Dabei räumte man sich den Spielraum ein, überkommene Tabus zu ignorieren und insbesondere auch gezielte Personalsatire in die polemische Strategie einzubeziehen.

Wie Günter Oesterle betont hat, war diese romantische Lizenz, im rücksichtslosen Sprechen und Schreiben Extreme auszuprobieren, gesellschaftspolitisch gesehen nicht nur brisant, sondern prekär und grenzwertig. Sie sei in der Verfolgung eines Prinzips der rücksichtslosen Offenheit und der unbedingten Mitteilbarkeit und Mitteilung verankert gewesen. Diese propagierte Freimütigkeit fußte, – so Oesterle weiter, – auf einem Prinzip des Streitens, das keineswegs auf den literarisch-ästhetischen Bereich begrenzt blieb, sondern alle Lebensbereiche umfasste. Diese konzeptuelle Fokussierung auf Totalität wurde alsdann durch die Stilisierung als epochaler Kampf des Alten mit dem Neuen ins Pathetische gesteigert.⁴¹

41 Oesterle, Günter, Das Andersartige/Einzigartige literarischer Politik. Stille Nachhaltigkeit und taktvolle satirische Frechheit in der Romantik, in: Christine Lubkoll, Manuel Illi, Anna Hampel (Hrsg.), Politische Literatur. Begriffe, Debatten, Aktualität, Stuttgart 2018, S. 314. – Nachdem Oesterle bereits 1986 einen Aufsatz über das „Unmanierliche“ der Streitschrift veröffentlicht hatte, kam er mehrfach in unterschiedlichen Zusammenhängen auf die

Die strukturellen Ähnlichkeiten mit den Positionierungskämpfen der jungen Wissenschaft der Chemie zu Zeiten Liebig liegen auf der Hand.

Man darf wohl der These zustimmen, dass das moderne Verständnis von Autorschaft, mit dem die Frühromantiker experimentierten, in erster Linie von August Wilhelm Schlegel verkörpert wurde. Die konsequente und virtuose Modellierung seiner literaturkritischen und literatursatirischen Äußerungen als Strategie der eigenen Positionierung im literarischen Feld um 1800 war auch für die spätere Schriftstellergeneration des Vormärz geläufig. Auch und gerade jenseits der engeren literarischen Kultur spielte das Polemikkonzept der Frühromantik in die unausbleiblichen Kontroversen der exakten Wissenschaften nach der Wende zum 19. Jahrhundert hinein. Liebig jedenfalls, so lässt sich unterstellen, hat diesen Zusammenhang gesehen und für die eigenen Positionierungskämpfe zu nutzen gewusst. Wie bereits für Schlegel war es für Liebig unabdingbar, Meinungsführung und Deutungshoheit in der Öffentlichkeit zu gewinnen und zu behaupten, und dieses Ziel verfolgten sie mit einer durchaus vergleichbaren polemischen Energie.

Über die mit seinem Studienfreund August von Platen geteilte Bewunderung für den Naturphilosophen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling war Liebig in Erlangen mit dem ehemaligen Weg- und Kampfgefährten A. W. Schlegels in unmittelbarem Kontakt gekommen.⁴² Liebig mit großem Engagement betriebenes Studium der Naturphilosophie fand unter den Augen eines Universitätslehrers statt, der in der Hochphase der „ästhetischen Prügeley“⁴³ um 1800 eine Schlüsselfigur der frühromantischen kollektiven Polemikkommunität war. Aus seiner Feder stammte die Formulierung eines Prinzips der Streitkultur, das Liebig sich offensichtlich zu eigen machte:

„Jeder Streit, der im Dienste der Wahrheit geführt wird, er sey übrigens beschaffen wie er wolle, ist etwas Gutes und Verdienstliches und ein Glück für die Wissenschaft selbst, dieß ist das Princip und die Ueberzeugung jedes wackern und

Polemikstrategie der Frühromantik zurück; so etwa 2017 in einem Textbeitrag zu einer Ausstellung über August Wilhelm Schlegel. – Oesterle, Günter, Das „Unmanierliche“ der Streitschrift. Zum Verhältnis von Polemik und Kritik in Aufklärung und Romantik, in: Worstbrock, Franz Josef und Helmut Koopmann (Hrsg.), Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit, Tübingen 1986, S. 107–120. – Oesterle, Günter, Romantische Satire und August Wilhelm Schlegels satirische Virtuosität, in: Bamberg, Claudia und Cornelia Ilbrig (Hrsg.), Aufbruch ins romantische Universum. August Wilhelm Schlegel. Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt am Main 2017, S. 70–82.

42 Vgl. Riedel, Manfred, „Das geheimnisvolle Wie der Dinge“, Schelling und Platen, in: Bobzin, Hartmut und Gunnar Och (Hrsg.), August Graf von Platen. Leben – Werk – Wirkung, Paderborn 1997, S. 21–44. – Anhand von Belegen aus Platens Tagebuch und der Lyrik rekonstruiert Riedel Art und Umfang von Platens Schelling-Rezeption.

43 Vgl. Schmitz, Rainer (Hrsg.), Die ästhetische Prügeley. Streitschriften der antiromantischen Bewegung. Göttingen 1992. – Vogel, Lutz, „Ästhetische Prügeleien“. Literarische Fehden in Berlin und Weimar (1800–1803), in: Dahnke, Hans-Dietrich (Hrsg.), Debatten und Kontroversen: literarische Auseinandersetzungen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts. Berlin 1989, Bd. 2, S. 358–417.

um die Wahrheit bemühten Menschen, und dieß Princip findet seine Ausdehnung so gar auf solche Streitigkeiten, die aus Irrthum oder aus verfinsterten Absichten unternommen und geführt werden, indem sie die, welche das Bessere einsehen und behaupten, zwingen, ihre Kräfte zu sammeln, ihre Lehren schärfer zu prüfen und, wo es nöthig, noch strenger zu beweisen. Ohne diese nie einschummernden Streitigkeiten würde die gelehrte Welt bald einem stehenden Sumpf gleichen, aus welchem selbst durch Berührung des Lichts nur unreine und verdunkelnde Dünste sich entwickeln.“⁴⁴

Die Auslotung der Frage, wo für Liebig die Grenzen der Polemik verliefen, ist kaum unabhängig von dem Prozess der auf dem literarischen Feld diskutierten Polemikstrategien der Frühromantik bzw. der Naturphilosophie Schellings zu betrachten. Liebigs spätere Polemik⁴⁵ gegen Schelling steht ironischerweise im Einklang mit dem von Schelling selbst emphatisch proklamierten Streitprinzip als Voraussetzung für wissenschaftlichen Fortschritt. Bekannt sind die polemischen Seitenhiebe Liebigs gegen die Naturphilosophie, die indirekt auch auf Schelling gemünzt waren; etwa im zweiten der „Chemischen Briefe“, wo sie im Bilde eines abgestorbenen Baumes kritisiert wird, der das schönste Laub, die prächtigsten „Blüthen“, aber keine Früchte getragen habe, oder in der polemischen Broschüre über den Zustand der Chemie in Preußen, wo die Naturphilosophie als „Pestilenz“ und „schwarzer Tod des Jahrhunderts“ bezeichnet wird.

Zweifellos hat Liebig erkannt, dass die romantische Übernahme der Wortführung über die „Tendenz des Zeitalters“ eine eitle Wunschform war, ein Erkenntnisprozess, der wohl mit seinem Wechsel von Erlangen nach Paris zusammenhängt und der seinen Abschied von der Schellingschen Naturphilosophie initiiert haben dürfte. Was davon übrig blieb, war allenfalls der auf das große Ganze gerichtete Gestus. Liebig sollte diesen gesteigerten Selbstanspruch der Frühromantiker in einem neuen, eigenen Sinn umbesetzen, wobei er sich bedenkenlos der von Schelling und den Schlegels selbsterteilten polemischen Lizenzen bediente.

44 Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph, Anhang zu dem voranstehenden Aufsatz, betreffend zwei naturphilosophische Recensionen und die Jenaische Allgemeine Literaturzeitung, in: Zeitschrift für spekulative Physik, Bd. 1, H. 1 (1800), S. 70 f. [Hervorhebungen im Original]. Die beiden im Titel des Aufsatzes erwähnten voranstehenden Rezensionen von Schriften Schellings stammen aus der Feder von Henrich Steffens.

45 Zur Distanzierung Liebigs von Schelling vgl. Werner, Petra, Übereinstimmung oder Gegensatz? Zum widersprüchlichen Verhältnis zwischen A. v. Humboldt und F. W. J. Schelling, in: HiN – Internationale Zeitschrift für Humboldt-Studien I, 1 (2000), S. 91: „Liebig bekannte 1840 verbittert, er habe sich leider in seiner Studienzeit der „Ansteckung“ des größten Philosophen und Metaphysikers Schelling nicht entziehen können – er habe diese an Worten und Ideen so reiche, an wahrem Wissen und gediegenen Studien so arme Periode durchlebt, sie habe ihn zwei wertvolle Jahre seines Lebens gekostet. Er könne kaum den Schreck und das Entsetzen schildern, die ihn überkamen, als er aus diesem Taumel zum Bewußtsein erwacht sei.“

III.2. Plagiat bei Liebig

Bei der markant engen Verflechtung von Wissenschaft und Belletristik im Selbstverständnis und praktischen Handeln Liebigs liegt es auf der Hand zu fragen, in welcher Weise literaturnahe Techniken wie Polemik oder Plagiattheorie, um nur die beiden mit Blick auf Liebig wichtigsten Reizworte in diesem Zusammenhang zu nennen, in dieses übergreifende Konzept einzubetten ist.

Liebig hatte auch allen Grund dazu, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, was ein Plagiat kennzeichnet. Nach Erscheinen seiner *Agrikulturchemie* 1840 sah er sich nämlich in der „Liebig-Sprengel-Kontroverse“ dem massiven Vorwurf ausgesetzt, sich als Plagiator betätigt zu haben.⁴⁶ Er habe zu Unrecht sowohl Sprengels Mineralstofftheorie als auch dessen berühmt gewordenes und erst später so bezeichnetes „Gesetz vom Minimum“ aus den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts für sich beansprucht.⁴⁷ Nach Erscheinen von Liebigs *Agrikulturchemie* 1840 hatte dies Sprengel selbst umgehend 1841 öffentlich angeprangert. Liebig, mit Sprengels Arbeiten bestens vertraut und ihn darum seinem Verleger 1835 gar zur Mitarbeit an einem Handwörterbuch für die Bearbeitung der Artikel „Analyse der Ackererde“ sowie „Agrikulturchemie“ vorgeschlagen,⁴⁸ hatte sich postwendend und ebenfalls noch 1841 mit seiner „Abfertigung“ genannten und, so Liebig, nur mit „Ekel und Widerwillen“ geschriebenen Antikritik zu verteidigen gesucht.⁴⁹ Kurz darauf, nämlich 1842 ergänzt Liebig ausführlich und völlig überraschend in der 1842 erschienenen 2. Auflage der englischen Fassung seiner *Agrikulturchemie* um die Sprengelschen Versuche aus den 20er Jahren. Sprengel, den er im Jahr zuvor noch als einen der „Lehrer der Landwirtschaft“ geschmäht hatte, sie hätten „den Verstand eurer Schüler mit euren theoretischen Ansichten verwirrt“, würdigt Liebig nun als „ausgezeichneten Agronomen ..., der sich seit 20 Jahren unermüdlich darum bemüht hat, die Bedeutung der anorganischen Bestandteile eines Bodens für die Entwicklung der Pflanzen hervorzuheben, die darauf kultiviert werden.“⁵⁰ Diese Sprengel rehabilitierenden Aussagen finden in die diversen Auflagen der *Agrikulturchemie* deutscher Sprache indessen keine Aufnahme. Im Gegenteil, Liebig wird sich 1855 schließlich ausdrücklich als der Urheber der Mineralstofftheorie berühen und die Zäsur der wissenschaftlichen Entwicklung der Landwirtschaft auf das Jahr 1840, dem Erscheinen seiner *Agrikulturchemie*, datieren und

46 Ausführlich zu dieser Kontroverse s. Thimm, Utz, Carl Sprengel – mehr als ein „Vorläufer“ Liebigs, in: Justus Liebig (1803–1973). Seine Zeit und unsere Zeit. Chemie-landwirtschaft-Ernährung, Ausstellungskatalog, hrsg. v. Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen, Gießen 2003, S. 186 ff., dort auch weitere Literatur-Nachweise; ferner Günter Wendt, Carl Sprengel und die von ihm geschaffene Mineraltheorie als Fundament der Pflanzenernährungslehre, Wolfenbüttel 1950.

47 Thimm, Sprengel (wie FN 46), S. 188 ff.

48 Ebd., S. 184.

49 Ebd., S. 194 ff.

50 Zitiert nach der Übersetzung von Utz Thimm in: Thimm, Sprengel (wie FN 46), S. 197.

damit seinen bis in die jüngste Zeit wirkmächtigen, insbesondere in Lexika tradierten Nachruhm begründen.⁵¹

Lässt sich dieses wendungsreiche Vorgehen Liebigs, das – jedenfalls nach außen hin – keinerlei Selbstkritik erkennen lässt und sich äußerst selbstbewusst gibt, erklären? Einen Zugang können dazu ein bemerkenswertes und einzigartiges Dokument aus dem Jahr 1843, also schon kurz nach der öffentlichen Kontroverse mit Sprengel stammend, ebenso wie die späten Reflektionen über Plagiatsprobleme bei Bacon verschaffen.

An seine Zeit der intensiven Auseinandersetzung mit der Philosophie Schellings scheint sich Liebig dabei auch erinnert zu haben, als er im Juli 1843 in einem langen, nachdenklichen Brief an Ludwig von Biegeleben seinen eigenen philosophischen Gedanken über Poesie, Bildung und Kunst freien Lauf ließ. Diesem Dokument aus Liebigs Feder sei darum der Schlussteil des vorliegenden Beitrags gewidmet. Im ersten Drittel des Schreibens stellt der Verfasser einige grundsätzliche Erwägungen über die Rolle der Poesie für die Bildung eines vollkommenen Staatsmannes an, die durch Biegelebens Antritt einer diplomatischen Laufbahn in Wien angeregt wurden:

„In unserem Staatsdienst ist eine große Armut an Männern, welche eine wahrhaft gründliche und tiefe Bildung, Erfahrung und Umsicht für einen großen Wirkungskreis besitzen. Der jetzige Minister ist der einzige, welcher unter den Diplomaten seit einem Menschenalter seine Aufgabe richtig erfaßt und die Gelegenheit benutzt hat, sich zu einem Staatsmann auszubilden. Es gehört notwendig etwas Poesie dazu, allein wie Wenigen ist dieser Begriff ganz klar. Die meisten glauben, sie liege in der Kunst, Verse zu machen und schöne Redensarten in feierliche Reime zu bringen, während es doch nur die göttliche Erleuchtung mit neuen Gedanken ist. Neue Gedanken, die in sich selbst höhere Wahrheiten sind, machen den großen Poeten aus; Tausende leben und sterben, ohne je einen Gedanken, ihnen eigen, gehabt zu haben. Einen Gedanken in allen seinen Beziehungen zum Leben auszubeuten, reicht kaum ein Menschenleben hin; diese Poesie ist die Quelle, aus der sich die Fortschritte der Rechtslehre, der Staatswissenschaft, aus der sich die Entdeckungen des Naturforschers und aller anderen Wissenschaften ergießen. Eine Generation zehrt an einem Gedanken, sie steht zuletzt aus Mangel an Nahrung desselben still, es stellen sich Krankheiten des Geistes ein, die sich in den Schriftstellern, in dem Kunstgeschmack und der Mode äußern [...]“⁵²

Kaum zu überhören sind die Anklänge an Schellings oben zitierte Vision einer toten Wissenschaftslandschaft, die bald einem stehenden Sumpf gleiche, aus wel-

51 Ebd., S. 197 ff., dort auch zur Rezeption im 20. Jahrhundert.

52 Justus Liebig an Ludwig von Biegeleben, Gießen, 21. Juli 1843, in: Briefe an Justus Liebig (wie FN 25), S. 107–110, hier S. 108.

chem sich selbst durch Berührung mit Licht nur unreine und verdunkelnde Dünste entwickeln. Liebig vertraut aber darauf, dass ein einziger Gedanke in der Lage sein kann, diese trostlose Öde des Geistes schlagartig aufzubrechen:

„[...] allein auf einmal kommt ein neuer, noch nie dagewesener Gedanke, und eine Revolution, ein neuer Tag bricht an, er entspringt aus dem Gehirn eines Poeten und er spiegelt sich im Kopfe des Philosophen, des Staatsmannes, des Künstlers, des Religionslehrers wider; er entspringt in dem Geiste eines Feldherrn, eines Philosophen und reflektiert sich in dem Dichter, in dem Leben der Zeit. In vielen ist die Fähigkeit lebendig, neue Gedanken zu erfinden und zu schaffen, die in gewissen Stunden wie eine Prozession von Bildern an dem geistigen Auge vorüberschweben, aber die Kraft, die Macht sie zu haschen und festzuhalten ist nicht da; es ist so, wie wenn sie nie gedacht worden wären. Ein Gedanke ist entstanden und da, eine Entdeckung ist gemacht, gleich kommen die Leute und beweisen, wo ihn Shakespeare her hat, von wem er ihn genommen, gleich wird bewiesen, daß die Entdeckung schon vor hundert Jahren das Licht erblickte, es wird darnach gestrebt, seine Wohltat zu verdunkeln, seine Schönheit zu bestreiten, seine Anwendbarkeit zu leugnen. Dies oder ähnliches haben der oder jener auch schon gedacht, aber die Kraft, das Neuge dachte festzuhalten, in das Leben, in den Staat, in die Kunst und Wissenschaft übergehen zu machen, diese Kraft hat gefehlt.“⁵³

Unverkennbar redet Liebig an dieser Stelle auch aus eigener Erfahrung. Um den plötzlich auftauchenden neuen Gedanken gegen Anfeindungen dritter abzuschotten, bedarf es einer überlegenen Autorität des genialen Erfinders, der sich idealer Weise nicht allein auf seine Erfindungsgabe beschränken darf, sondern auch die Kunst beherrschen muss, seinen Gedanken in die Tat umzusetzen:

„Die Gedanken sind nur nützlich oder segensbringend durch die Kunst, durch einen Inbegriff von Erfahrungen und Hilfsmitteln, die den Schöpfer des Gedankens befähigen, ihm einen Ausdruck mit dem Meißel, Pinsel und Farben oder in einem chemischen oder physikalischen Apparat oder im Staatsleben zu geben. In der Menschheit findet in dieser Beziehung zuweilen eine Teilung statt, der eine hat den Gedanken, aber nicht die Kunst, der andere besitzt die Kunst, aber keine Gedanken. Auch dies ist, wenn in Harmonie, gut und dient zum Fortschritt, allein der wahrhaft große Mann ist stets dadurch charakterisiert gewesen, daß er beides in sich vereinigte. So erledigt sich denn, wie ich glaube, unsere Differenz in den Ansichten über das was man so Kunst nennt und wenn ich bei Ihnen als einem Manne, dem ich die Schaffung neuer Gedanken zutraue, wenn ich

53 Ebd., S. 108–109.

Ihnen wünsche, daß Sie die Gelegenheit benützen möchten, die Kunst damit zu vereinigen, so mag dies freilich als ein Ausdruck der verkehrten Theorie Ihres Freundes anzusehen sein, allein es ist wohl auch als ein Ausdruck der größten Hochachtung und der aufrichtigsten Freundschaft ein wenig geltend zu machen.“⁵⁴

Der Schritt zu dem Tabubruch, sich selbst eine Art von Lizenz des Plagiats auszustellen, wobei allerdings ganz bestimmte Voraussetzungen obwalten müssen, scheint hier angedeutet. Implizit wohl mitgedacht ist hier eine Kunst, den einmal gefassten Gedanken der Öffentlichkeit auch als sein Eigentum transparent zu machen und sich über Plagiatsvorwürfe hinwegzusetzen. Hier kollidiert ein romantischer Erinnerungsrest an die Lizenz, auch grenzüberschreitende Mittel zur Durchsetzung des Neuen im Dienste der Wahrheit einzusetzen, mit den gesellschaftlich bedingten ökonomischen und juristischen Zwängen der Gegenwart (Stichwort Urheberrecht), denn auch die strikte Ablehnung des anmaßenden Plagiats dritter gehört zum Horizont des Selbstverständnisses Liebigs.

Das Bild der verödeten, unfruchtbaren Wissenschaftslandschaft, das Liebig offensichtlich als eine Art Erbe aus dem polemischen Metaphernarsenal Schellings konserviert hatte, taucht in abgewandelter Form noch 1863 in seiner polemisch-kritischen Analyse der Wissenschaftsleistung Francis Bacons auf. „Wer mit allem Fleiß und im besten Glauben“ – so Liebig – einem der Gedanken aus einem der Werke Bacons „mit der nöthigen Geduld und Beharrlichkeit auf allen Umwegen und in allen Windungen nachgeht“, der werde unfehlbar finden,

„daß derselbe im Ursprung einer lustig hervorsprudelnden Quelle gleicht, die in ihrem Lauf grüne mit Blumen bedeckte Wiesen, schattige kühle Wälder verspricht, und zu einem Bach, welcher Mühlen treibt, und zuletzt zu einem Strom, der Schiffe trägt, zu werden verheißt, die aber den Wanderer, der ihr folgt, in eine Einöde ohne alles Leben leitet, und sich zuletzt im dürren Sande verläuft.“⁵⁵

In diese blumig-bildhafte Redeweise verpackt Liebig offensichtlich seine eigene Enttäuschung, die ihn bei der Re-Lektüre der Werke Bacons betroffen zu haben scheint. William H. Brock, der in seiner Biographie Liebigs relativ ausgiebig auf dessen Bacon-Polemik eingeht,⁵⁶ hat unterstrichen, dass Liebigs Anschuldigungen von 1863, Bacon sei ein Lügner, Plagiator, Speichellecker und naiver Methodologe, eine völlige Kehrtwende in Liebigs Verhältnis zu Bacon markierte.⁵⁷

54 Ebd., S. 109.

55 Liebig, Justus von, Ueber Francis Bacon von Verulam und die Methode der Naturforschung. München 1863, S. 14.

56 Vgl. den Kapitelabschnitt „Die Bacon-Affaire“ in: Brock, Justus von Liebig (wie FN 13), S. 240–253.

57 Ebd., S. 240.

Vorher sei Liebig sehr für Bacon eingenommen gewesen und noch 1856 habe er keine Bedenken getragen, sich in Zitaten affirmativ auf den Senior der britischen Wissenschaftsgeschichte zu beziehen. Noch eine weitere Beobachtung, die Brock in diesem Zusammenhang erwähnt, ist von Interesse: Liebig sei nämlich vermutlich erstmals 1843 auf eine Diskussion über Bacons Methode gestoßen.⁵⁸ Damit befinden wir uns in zeitlicher Übereinstimmung mit Liebigs Reflexionen über Kunst und Poesie im öffentlichen Leben, wie er sie in obigem Brief an Biegeleben angestellt hatte. Es ist daher nicht auszuschließen, dass das ursprüngliche Verständnis Bacons, das, wenn man Brock folgt, Liebig zwanzig Jahre vor seiner Bacon-Polemik gewonnen hatte, im Hintergrund des Briefes an Biegeleben mitschwingt. Spuren einer älteren, positiveren Wertung Bacons lassen sich sogar noch aus der Polemik von 1863 herausfiltern:

„Man wird Bacon’s Geschicklichkeit in der Wahl und Anwendung der Mittel, welche er in Bewegung setzt und benutzt, um einen tiefen Eindruck auf den Geist der Gesellschaft zu machen, für die er seine Werke schreibt, seine Bewunderung nicht versagen können und seine Erfolge zeigen, wie richtig er ihren geistigen Standpunkt in naturwissenschaftlichen Dingen beurtheilt hat. [...] In unsern Tagen würden wir bei der Empfindlichkeit, die wir in diesen Dingen besitzen, Bacon’s Verfahren sicherlich als ein arges Plagiat bezeichnen, aber die Ausraubung der Kleinen durch die Großen war damals an der Tagesordnung und die Begriffe von Eigenthum und Diebstahl waren nicht so scharf gesondert wie jetzt; bei Bacon im besonderen geschah der Raub noch überdieß wegen eines erhabenen Zieles, und in die Kreise hinein, in denen er lebte, reichten die Stimmen derer nicht, die so unverschämt waren, sich zu beklagen.“⁵⁹

Als Liebig in den brieflich an Biegeleben mitgeteilten Reflexionen über die Kunst, einen kreativen Gedanken nicht nur zu fassen, sondern ihn auch effektiv und nachhaltig in der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu verankern, könnte ihm durchaus das Beispiel Bacons vorgeschwebt haben. Erinnerung sei noch einmal an Schellings frühromantische Lizenz des Tabubruchs in polemischen Auseinandersetzungen, unter der Bedingung, dass sie der Wahrheitsfindung dienen. Indem Liebig selbst 1863 noch einen gewissen Milderungspunkt in der Methode Bacons darin zu sehen bereit ist, dass er ein „erhabenes Ziel“ verfolgt habe, scheint er die Gedankenfigur Schellings umzubesetzen und auf die Plagiatspraxis Bacons in Anwendung bringen zu wollen.

Abschließend seien die Eckpunkte der Argumentationslinie dieses Beitrags noch einmal kurz zusammengefasst.

58 Ebd., S. 241.

59 Liebig, Ueber Francis Bacon (wie FN 55), S. 14–15.

In einem ersten Schritt wurden einzelne Beispiele für das Nebeneinander von Dichtung und Wissenschaft aus verschiedenen Lebensphasen Liebigs untersucht, und zwar mit Schwerpunkt auf der Freundschaft mit Platen während des Studiums in Erlangen, der freundschaftlichen Patronage für ein Manuskript Ludwig von Biegelebens 1842/43 während der Gießener Zeit und der kollegialen Zusammenarbeit mit Emanuel Geibel bei der Ausrichtung kultureller und popularisierender Abendvorträge in München ab 1853.

In einem zweiten Schritt wurden anhand der Liebig vertrauten frühromantischen Lizenz zu Streit und die ambivalente Haltung in der Frage des Plagiats am Beispiel der Rezeption der wissenschaftlichen Methode Francis Bacons in einem Bereich der Affinität von ästhetischen Reflexionen und wissenschaftspraktischen Konzepten beleuchtet. Es konnte gezeigt werden, dass Polemik und Plagiat, als die beiden Reizworte im wissenschaftlichen Selbstverständnis Liebigs, strukturell miteinander zusammenhängen. Vor dem Hintergrund einer selbstverständlichen Verknüpfung von Poesie und exakter Wissenschaft bei Liebig eröffnet sich in der Zusammenschau der beiden heterogenen Felder perspektivisch ein interessanter Zugang zur Analyse seiner Denkweise.